

<b>Zeitschrift:</b>	Beiträge zur vaterländischen Geschichte / Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen
<b>Herausgeber:</b>	Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen
<b>Band:</b>	10 (1925)
<b>Artikel:</b>	Die diplomatische Tätigkeit des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn an der türkischen Pforte im dreissigjährigen Kriege
<b>Autor:</b>	Rippmann, Fritz
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-840965">https://doi.org/10.5169/seals-840965</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die diplomatische Tätigkeit des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn an der türkischen Pforte im dreißig- jährigen Kriege.

Von

Dr. Frix Rippmann.

---

Die Geschichte ist die Hüterin einer Menge noch unentdeckter Zusammenhänge. Je nach den Erlebnissen und Eindrücken, welche der Einzelne oder die Gesamtheit empfangen, lässt sie uns wieder neue Einblicke tun und erschließt sie sich neuen Überlegungen. Mag man auch nur in der reichen Fundgrube der Ortsgeschichte forschen, die verschiedenen Adern führen doch immer wieder hinaus in die großen Strömungen einer Zeit. Und was dann die Ortsgeschichte zu deuten vermag, das gibt uns auch oft den Schlüssel zur Deutung der allgemeinen Entwicklung. Bei dem Studium des Lebens einer einzelnen Gestalt führen diese Adern oft gar weit — bis ins Türkenland.

Johann Rudolf Schmid, ein Bürger des Städtchens Stein a. Rh., wurde 1590 geboren im Stammhause seiner Familie, im schwarzen Horn. Dort wuchs er in der trotz aller Kleinheit selbstbewussten und starken Umgebung des Kleinbürgertums des 16. Jahrhunderts auf. Mit 9 Jahren schon durch seinen Gönner der Heimat entführt und zum Künstler aussehend, wurde er aber im 14. Lebensjahr aus seiner Laufbahn gerissen, indem er bei den Türkeneien in die Sklaverei geschleppt wurde. Zwanzig Jahre später wurde Schmid von dem österreichischen Botschafter Freiherrn von Kurz losgekauft, und 1629 sehen wir ihn als österreichischen Residenten, als diplomatischen Vertreter des Kaisers, an der türkischen Pforte. So führt uns die Tätigkeit dieses Mannes in die Diplomatie hinein,

und zwar zu einem Zeitpunkte, welcher wegen des damals in Deutschland wütenden 30-jährigen Krieges besonders bedeutsam ist. Das Durchgehen der diplomatischen Berichte Schmid's\*) gewährt uns ein tiefes Verstehen jener Zeit, wozu nicht wenig die jüngste Vergangenheit, 1914—18, dünfte beigebracht haben.

Der 30-jährige Krieg zeigt in den diplomatischen Akten ein ganz anderes Bild, als wir es uns von ihm zu machen gewohnt sind: Er ist nicht nur eine ungeheuerliche kriegerische Handlung oder ein Kampf um die konfessionelle Gleichberechtigung, oder, innerpolitisch betrachtet, der Versuch der Fürsten, sich auf Kosten eines mächtigen Kaiseriums zu stärken, sondern der 30-jährige Krieg stellt sich vielmehr dar als eine bedeutsame europäische Angelegenheit, in welcher ein Netz diplomatischer Fäden gesponnen und die einzelnen Kriegsführenden in diese Maschen getrieben wurden zum blutigen Ausstrag. So erscheinen die ausländischen Mächte, welche in diesen Krieg eingriffen: 1623 die Dänen, 1630 die Schweden, 1635 die Franzosen, viel mehr als Werkzeug, denn als Selbstzweck. Sie waren das Werkzeug europäischer Mächte, welche den anfänglich konfessionellen Zwist im deutschen Reiche zu benützen verstanden, um einen allgemeinen politischen Zweck zu erreichen: nämlich das durch die Übermacht des österreichisch-spanischen Kaiseriums gestörte Gleichgewicht der einzelnen Völker wieder herzustellen. Es ist nicht etwa ein einzelnes Volk, welches den Untergang des Kaiseriums herbeiführen wollte, sondern es war im tieferen Sinne das Zusammenwirken aller derjenigen Nationen und Fürsten, welche sich durch die Störung des Gleichgewichtes in ihrer wirtschaftlichen, militärischen und geistigen Existenz gefährdet sahen.

---

\*) Das Material ist in Aktenbündeln unter „Turcica“ im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrt, dessen Benützung mir in zubekommender Weise von Herrn Hofrat Baron von Mitis gestattet wurde. Von Herrn Staatsarchivar Jos. Mayr wurde ich in das umfangreiche Material eingeführt, in welchem mehrere hundert Berichte von Schmid enthalten sind, samt mehreren zusammenfassenden Berichten. Herr Oberstlt. Schramm-Schiel im Kriegsarchiv gestattete mir den Einblick in die Protokolle des Hofkriegsrates. — Siehe ferner Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches; Füssli, Künstlerlexikon Bd. I, S. 82; Theodor Vetter, Freiherr Schmid von Schwarzenhorn, bei Huber, Frauenfeld; Fritz Rippmann, die Beziehungen des Freiherrn Schmid zu seiner Vaterstadt, im Steiner Grenzboten 1924. Anzeiger für Schweizerische Geschichte Nr. 4, 1891. Leider nicht erhältlich war Archiv für Geschichte, Wien, XX. Jahrgang, wo die Relation des Residenten Schmid abgedruckt ist.

Zur europäischen Völkerfamilie zählte damals noch als eine der größten Mächte die Türkei, welche ihre Herrschaft bis an die Raab in Ungarn ausgedehnt hatte, und welcher der Balkan und verschiedene Fürstentümer bis an die Grenze Polens tributpflichtig waren. Der Großherr verfügte über ein geschultes Berufsheer, die Janitscharen als Fußvolk und die Sipahi als Reiterei. In seiner Person vereinigte sich die größte Machtvollkommenheit, welche die Geschichte kennt, sodaß der Sinn des Großherrn der Sinn des Volkes war. Der Türke hatte nicht nur das Schwert, sondern auch den Glauben, um sein Heer zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu fanatisieren, und durch den Tribut hatte er auch die Mittel dazu. Es ist uns bewußt, daß das Eingreifen dieser Macht im 30-jährigen Kriege nicht etwa das Gleichgewicht hergestellt hätte, sondern es wäre dadurch die abendländische Kultur zurückgedrängt worden und die Völker dem Orient tributpflichtig geworden. Trotzdem bemühte sich die europäische Diplomatie an der Pforte, die Türkei zum Eingreifen in Deutschland zu veranlassen. Dabei wäre der natürliche Gegner der nächste Nachbar, Österreich, mit seiner Hauptstadt Wien gewesen. Dieser aussichtsreichen Verlockung der Türken mußte der Vertreter Österreichs mit allen Mitteln entgegenarbeiten. Dieser Tätigkeit des Residenten, so weit sie mit den europäischen Verhältnissen zusammenhängt, möchten wir im einzelnen nachgehen. Dabei werden wir nicht nur von der Persönlichkeit Schmidts ein lebensvolles Bild erhalten, sondern zugleich einen kleinen Ausschnitt der umfangreichen Diplomatie jener Zeit kennen lernen.

Gerade vor dem Antritt Schmidts als Resident war der Friede von Szón zwischen Österreich und der Türkei 1628 auf die Dauer von 25 Jahren abgeschlossen worden. Schon hier machten die Gesandten von England und Frankreich ihren Einfluß auf die Pforte geltend, so daß der österreichische Botschafter Freiherr von Kuefstein nach Wien berichtete, daß es überaus wichtig sei, einen tüchtigen Residenten an der Pforte zu haben wegen der mannigfaltigen Praktiken, welche durch die Botschafter anderer Mächte eingeleitet werden und den Sultan durch falsche Informationen gegen Österreich aufheizen. Man müsse eifrig und wachsam sein, sonst sei ein Bruch des Friedens zu befürchten. Der jetzige treue Resident Schmid biete die beste Gewähr, diesen Praktiken zu widerstehen. Schmid hatte von Wien aus genaue Instruktionen erhalten, welche hauptsächlich den Zweck verfolgten, die Türken mit allen Mitteln vom europäischen Kriegsschauplatz fernzuhalten. Er mußte dafür besorgt sein:

1. den Krieg der Türkei mit Persien zu erhalten, um die türkische Militärmacht zu beschäftigen;
2. die Polen und Kosaken in der Walachei und Moldau zum Einfall in die Türkei aufzumuntern; damit verbunden sollen florentinische, maltesische und venetianische Galeeren möglichst nahe an Konstantinopel vordringen, alles unter Vorgabe des Schutzes der christlichen Bulgaren und Albanesen;
3. auf alle Fälle ein Bündnis der Türkei und der Schweden zu verhindern, um ja nicht die Macht der Protestanten wachsen zu lassen (seit 1630).

Schmid hatte über alles, „was an der Porten sich zutragen mögen, woran uns, der Christenheit und Erbkönigreich und -landen gelegen, möglichsten Fleisches durch Curriere zu berichten.“ Schmid sollte sogar mit Persien eine „geheime Traktation“ angeblich zum Schutze der christlichen Händler in Persien errichten. Tatsächlich handelte es sich um eine Verabredung für den Fall, daß die Türkei Österreich angreifen sollte. Wir erfahren nicht, daß ein derartiges Abkommen geschlossen worden wäre. Die Geschichte zeigt uns aber, daß die Kriege mit den kriegsgewandten Persern die türkische Macht mehrere Jahre nacheinander „distrahierten“ und diese ihr bis zum Jahre 1630 eine schwere Niederlage beigebracht hatten. Besonders verlustreich für die Türken war die Belagerung von Bagdad.

Im Juli 1630 betraten die Schweden deutschen Boden. Im Januar 1631 erschien ein schwedischer Gesandter bei den Tataren, um sie zum Kampfe gegen Österreich zu bewegen. Er wurde aber vom Chan der Tataren abgewiesen, da sie als tributpflichtiger Staat an den türkischen Frieden mit dem Reiche gebunden seien und nicht selbständig handeln könnten; hingegen erklärten sie sich bereit, gegen die mit Österreich befreundeten Polen zu ziehen. Schmid war von dem Ergebnis dieser Besprechung durch seine Agenten, katholische Patres und Handelsleute, unterrichtet worden. Der Schwede begab sich hierauf nach Konstantinopel. Schmid geht seinen Umtrieben nach. Aus einer Besprechung mit Mortasapasha erfährt er, daß die Türken durch die schwedischen „Offerta“ sich nicht versöhnen lassen. Der tiefere Grund hiefür ist wohl in den innerpolitischen Verhältnissen zu suchen, indem der verunglückte Perserzug Ende 1631 eine große Militärmeuterei auslöste, welche nur unter größter Anstrengung erstickt werden konnte. Schmid frohlockt über diesen Aufstand; nach seiner Niederwerfung begab sich Schmid aber doch zum Großwesir und „congratulierte“ ihm,

„weilen er allzeit ein Liebhaber des Friedens gewesen sey“; er nannte ihn entsprechend der bilderreichen Sprache der Orientalen „eine Säule, welche den Frieden zwischen dem Sultan und dem Kaiser erhält.“

Aus genau wiedergegebenen Gesprächen von Schmid mit den türkischen Ministern ersehen wir, daß sie über den Gang das Krieges in Deutschland sehr gut unterrichtet waren. Vor allem beschäftigte sie das geheimnisvolle Ränkespiel von Wallenstein, und sie trauten Schmid nicht so recht, wenn er für dessen Treue seinen Kopf wettete. Die Schweden hatten ihren Siegeszug durch Deutschland begonnen; die norddeutschen Städte wurden bezwungen, Nürnberg fiel vom Kaiser ab, Tilly wurde 1631 bei Breitenfeld und 1632 am Lech geschlagen, Augsburg und München leisteten den Schweden den Huldigungseid. In Konstantinopel setzte gleichzeitig eine intensive Tätigkeit der feindlichen Diplomatie ein. Die Gesandten hatten unter sich mehrere Besprechungen. Einer um den andern begab sich hierauf zum Großwesir Ahmedpascha, um von den Niederlagen des Kaisers zu berichten. Das „Kontraminieren“ gegen diese Tätigkeit sei erfolglos, berichtet Schmid. Er werde von den Gesandten und ihren Spähern überall ausgefundschaftet; man frage ihn, wie es komme, daß er so viele Kuriere ausschicke und keiner komme zurück. „Ich aber bin hie wie ein verlohrnes Schäfl, weder durch Venedig noch durch andere Weg höre ich von keinem Buchstaben . . . Ich grimbe mich zu tot, und es schmerzt mich bis in die Seel, um daß ich so verlassen und übel traktiert würd.“ Er bittet deshalb um Entlassung von seiner Stelle. Es sei nicht wegen der drohenden Gefahren für seine Person, was ihn zu dieser Erklärung veranlasse; ein guter Schiffmann sei auch bei unruhigem Meere inmitten der Feinde stark; aber er könne ohne Verbindung mit Wien dem Kaiser doch nichts nützen.

Um die Lage noch bedenklicher zu gestalten, ritt im April 1632 der zweite schwedische Gesandte in Konstantinopel ein. Seinen Namen erfahren wir nicht. Er wurde beim Musti Husein Efendi vorgelassen und nach  $1\frac{1}{2}$  stündiger Unterredung auf türkische Weise geehrt, indem 7 Kafane (türkisches Oberkleid), in welche er und seine Begleiter zur Audienz gesteckt worden waren, ihm geschenkt wurden. Der holländische Gesandte, welcher am meisten sich um das Eingreifen der Türken bemühte, versuchte für den Schweden ein Akkreditiv zu erwirken, damit er vor den Sultan geführt werde. Schmid arbeitete dagegen, indem er dem Musti beweisen kann, daß der Gesandte kein Schwede, sondern ein fahnenflüchtiger Deutscher sei. Er traf damit die Türken an einer sehr empfindlichen Stelle;

denn sie waren darauf bedacht, daß ihnen die übliche oder noch größere diplomatische Cortesia erwiesen und eine Person von Stand und Rang und nicht ein Überläufer als Gesandter zu Verhandlungen geschickt werde. Der Schwede wurde abgewiesen mit der Erklärung, der König solle einen bevollmächtigten Botschafter schicken. Hierauf begab sich der Schwede zum Chan der Tataren und versuchte mit Geld dort etwas auszurichten. Schmid erfuhr davon und mahnte an zuständiger Stelle zum Aufsehen, so daß diesem Treiben ein Ziel gesetzt wurde. Der Schwede wiegelte dann die Fürstentümer Siebenbürgen und die Walachei zum Kampfe gegen Österreich auf.

Schmid mahnte Wien zur größten Vorsicht. Wenn auch der Gesandte wieder einmal abgewiesen worden sei, so seien insbesondere der holländische, siebenbürgische und französische Gesandte immer an der Arbeit, und bei den zur Verfügung stehenden Mitteln sei der Erfolg nicht ausgeschlossen. Die Türken selbst stünden in Waffen, und solange hier kein Krieg sei, dürfe man ihnen nicht trauen. „Sie sind voller Falsch und Betrug; sie pflegen sich keiner Lüge zu schämen; was heute bei ihnen weiß, ist morgen schwarz.“ Und doch griffen die Türken nicht in den 30-jährigen Krieg ein, obwohl mit dem Eintritt der Schweden die Gelegenheit außerordentlich günstig gewesen wäre und es auch an Versprechungen und an Geld für dieses Unternehmen nicht gefehlt hat. Die Abhaltungsgründe sind mannigfacher Art. Sie sind darin zu suchen, daß die Perser sich 1633 zu einem neuen Kampfe gegen die Türkei gesammelt hatten, und daß die Militärmeuterei der Sipahi die Zuverlässigkeit der Truppen erschüttert hatte. Ein wesentlicher Grund ist aber in der ganzen politischen Einstellung des Türkens zu suchen. Es fehlte der türkischen Regierung schon seit Jahrzehnten jedes politische oder kriegerische Ziel. Der hohe Beamte des Reiches stellte nicht etwa die Macht des Volkes als Richtlinie seines Handelns auf, sondern er war von einem uns unsägbaren, beinahe wahnwitzigen Drange getrieben, sich selbst zur höchsten Machtvollkommenheit und zum größten Reichtum zu bringen. Es mochten darüber Untertanen und Länder verloren gehen — er selbst setzte ja auch seinen Kopf aufs Spiel. Und an der Spitze dieser Beamtenchaft stand der Großherr, welcher seine Macht bis zur Tollheit auskostete und blutig zur Geltung brachte. Schmid schilderte den Sultan Murad IV. mit folgenden Worten: „Er ist eine gähnende und tyrannische Natur; was ihm in den Sinn kommt, muß ohne viel Bedenken vor sich gehen. Solche furi und stolze Geister setzen

gemeiniglich auf die Waag.“ So kam es, daß das nur zum Kriege erzogene Volk gerade um diese für Europa so verhängnisvolle Zeit nicht schlagfertig war; es fehlte ihm an einer einheitlichen Politik und an Führern.

Am 23. Dezember 1632 fiel in der Schlacht bei Lüzen König Gustav Adolf; die Nachricht davon erhielt Schmid erst am 15. Februar, nachdem schon längst von einer Niederlage der Kaiserlichen in Konstantinopel erzählt worden war. Schmid ritt sogleich zum Großwesir und erstattete von dem Verlauf der Schlacht Bericht. Hierauf wurde folgendes Gespräch geführt. Der Wesir: „Sage mir, wie du denkst! Glaubst du, daß es uns Türken um den König von Schweden leid ist?“ Schmid antwortete: „Wenn Gustav Adolf besiegt hätte, wäre es allerdings auch den Türken zugute gekommen. Aber alte Freunde (er meint Österreich) gegen neue zu tauschen, die man nicht kennt, ist ein mißlich und gefährlich Ding, was ihr Ottomanen selbst wißt. Deshalb kann euch auch der Tod von Gustav Adolf nicht leid sein.“ Darauf erwiderte der Wesir: „Ihr Österreicher habt aber doch Freude, wenn wir Aufstände im Reiche haben, und wenn es uns schlecht geht?“ Schmid antwortete offenherzig: „Das würde uns wohlgefallen, wenn zwischen uns keine Freundschaft wäre.“

Aus solchen Gesprächen erkannte Schmid, daß die Türken wenig Lust hatten zum Eingreifen. Auch als im August 1633 der dritte schwedische Gesandte, der Prädikant Paul Straßburg, in Konstantinopel als Internunzius erschien, berichtete Schmid nur wenig über ihn nach Wien. Der „Landfahrer“ habe die Türkei wieder verlassen, da seine Geschäfte hier nicht gut gegangen seien. Inzwischen hatte die Türkei wieder neue Kämpfe vor. Die Kosaken hatten im Schwarzen Meere die türkische „Schiffssarmada“ geschlagen, und Persien zog türkisches Interessegebiet, Kurdistan, an sich. Zudem festigte der Sieg des Kaisers bei Nördlingen (5. und 6. Sept. 1634) auch die diplomatische Stellung Schmids. Der Sultan wollte den Schlachtenbericht selbst in türkischer Sprache lesen. Er soll nachher gesagt haben: „Ich höre gern, daß der römische Kaiser seine Feinde strafe wegen der Freundschaft, so zwischen uns ist.“ Im Dezember 1634 machte Schweden zum vierten Mal den Versuch, die Türkei in die europäischen Händel zu ziehen. Der schwedische Vertreter, Jakob Rosellio, fand aber in Konstantinopel keinen Anklang. Schmid schreibt: „Sein Credit geht allmählich zu grund, also daß hinsüro von ihm zu melden die Mühe nicht wert ist.“ Und zuversichtlich fügt er noch hinzu, daß er jetzt so energisch auftreten wolle, „als jeziger Zeit Waag ertragen kann.“ Damit meinte Schmid offenbar sein Auftreten

gegen den Bassa von Osen, welcher eine schwedenfreundliche Stellung eingenommen habe und mit den Schweden korrespondiere. Wir wissen nicht, ob es ihm gelungen ist, den Bassa von seiner Stelle zu sprengen.

Sultan Murad erwartete wohl große Reichtümer durch die Besiegung Persiens, und hoffte, ihm Bagdad wieder abzunehmen, als er sich abermals zu einem Feldzug nach dem Osten entschloß und persönlich mitziehen wollte. Er stand im Monat März 1635 in Skutari wieder zum Abmarsch bereit. Die Gesandten von Frankreich, Holland und Siebenbürgen beschworen ihn, er möge Europa nicht völlig von Truppen entblößen. Welche Überredungskünste dabei gebraucht wurden, schildert Schmid, welcher während dieser Zeit ebenfalls tätig war. Es war ihm durch Bestechung eines türkischen Kanzlisten gelungen, eine schriftliche Relation zu lesen, wie sie dem Sultan überreicht worden war. Zuerst sei der Kaiser darin verkleinert worden. Er habe sein Kaisertum „erhandelt“. Er sei ein schlechter Fürst, betrüge die Evangelischen, so daß der Pfalzgraf Friedrich für sie habe einstehen müssen. Darauf habe Gustav Adolf „aus Erbarmung sich ihrer angenommen“. Durch die Besiegung desselben sei der Kaiser noch ländergieriger geworden, und es sei zu befürchten, daß Österreich die von Sultan Soliman eroberten Gebiete in Ungarn wieder an sich ziehen werde; die Gelegenheit dazu sei günstig, wenn der Sultan gegen Persien ziehe. Man empfehle ihm vielmehr den Krieg gegen Österreich. Er werde sein Ziel sicher erreichen, da Frankreich und die deutschen Städte gegen den Kaiser ziehen würden. Murad ließ sich aber trotz allen Versprechungen nicht abhalten. Aber der Kampf gegen Persien gestaltete sich für die Türkei sehr verlustreich und grausam. Der türkische Heerführer Mortasabassa starb aus Kummer oder durch Gift. Der Sultan schäumte vor Wut über diese Niederlagen. Mit entsetzlichem Blutdurst ließ er unter seinen Heerführern und Beamten aufräumen, oder er besorgte selbst das Amt des Henkers. Die im Serai befindlichen „Stummen“ hatten eine furchtbare Arbeit zu verrichten, da sie aber nicht sprechen konnten, erzählte niemand von diesen Morden. Die Diener des Sultans verständigten sich nur noch durch Zeichen, um nicht den Unwillen ihres Herrn zu wecken. Schmid schreibt nach Wien: „Dieweilen man also das Unkraut ausrupft, verschwinden nach und nach alle Unordnungen, daß anijo aus Furcht sich schier keiner mehr darf rühren.“ Der türkische Geschichtsschreiber Naima schreibt, daß Murad grausamer als die Pest wäre. Im August 1637 erschien ein persischer Gesandter und brachte reiche Geschenke für den Sultan mit: 8

indische Pferde, mehrere Ballen Zobelpelz, 40 Dromedare, große Mengen reinsten Moschus und Ambra in Säcken, 8 mit Gold und Silber durchwirkte Teppiche und reiche Tücher und Seidenstoffe für Kopfschmucke. Aber seine Geschenke wurden als zu wertlos betrachtet. Zu seinem Aufzug in Konstantinopel durfte er nur schlechte Pferde gebrauchen, wodurch der Gesandte von Persien lächerlich gemacht werden sollte. Im gleichen Jahre 1637 zogen die Türken wieder gegen Persien. Im Dezember 1638 mußte sich Bagdad ergeben und wurde wieder dem türkischen Reiche einverleibt. Damit fanden die blutigen Kämpfe im Osten ihren Abschluß; sie waren nicht weniger grausam und zerstörend als die Kriegswirren in Europa.

Aus den Berichten Schmids erkennen wir eine veränderte Einstellung des englischen und venetianischen Gesandten zu der Frage des Eingreifens der Türken in den 30-jährigen Krieg. Sie versuchten nicht mehr, die Türken zu einem Unternehmen in Europa aufzumuntern, sondern wir vernehmen aus den Berichten Schmids, daß er mit dem Vertreter Englands gelegentlich sogar Besprechungen über die politische Lage hielt und mit ihm zu einem Essen mit den Wesiren geladen wurde. Diese bedeutungsvolle Wandlung der europäischen Außenpolitik mußten wir hier kurz andeuten; denn es ergibt sich daraus eine wesentliche Stärkung des österreichischen Vertreters. Trotzdem hatte er während der Abwesenheit des Sultans eine sehr schwere Stellung. Schmid hatte darauf geachtet, sein Amt in „mehreren Respect“ zu bringen. Sein Vorgänger wurde nie vom Sultan empfangen, ebensowenig wurde er regelmäßig vor den höheren Beamten zugelassen. Im öffentlichen Divan, bei Anwesenheit zahlreicher Bittsteller, durfte er seine Begehren vor dem Großwesir vorbringen. Dabei mußte er auf die Knie hinunter und den Mantelsaum des Wesirs küssen. Ein solche Begrüßung bedeutete für einen Abendländer, insbesondere für den Vertreter eines großen Reiches eine tiefe Demütigung. Schmid hatte es verstanden, sich die Behandlung eines eigentlichen Gesandten, welcher mit größeren Kompetenzen ausgerüstet war als ein Resident, zu erzwingen. Der damalige Kaimakam, der Reichsverweser, „schnarchte“ Schmid voll Zorn an, als dieser die bei Gesandten übliche Reverenz gemacht hatte: „Du ungläubiger Christenhund, warum küssest du mir nicht den Rock? Wenn du es künftig hin nicht tust, werde ich dich zu Boden schlagen, du Hund!“ Er hatte die geballte Faust gegen Schmid erhoben, jedoch schlug er nicht, sondern zog sich in ein anderes Gemach zurück. „Ich bin von dorten hinweg mit großem Grimm und Unlust nach Hause geritten.“ Und

später schrieb Schmid: „Gott schicke es, daß ich einstmalen von diesen Barbaren erlöst werde!“ Es klingt wie ein Dank an das Schicksal, als er im Jahre 1639 mitteilen kann, der grausame Kaimakam sei stranguliert und dessen Vermögen von über 600 000 Talern vom Sultan eingezogen worden. 1640 starb Murad IV. Er hatte vier seiner Brüder vorher erdrosseln lassen. Allein sein Bruder Ibrahim, welcher infolge seiner langen Kerkerhaft geisteskrank geworden sein soll, überlebte ihn und wurde mit dem Schwert des Großherrn, dem Symbol der Herrschaft, gegürtet. Er war ein Mann des Harems, welcher die üppigsten Ausschmückungen morgenländischer Erzählungen in Wirklichkeit umsetzte. Schmid hält nicht viel von ihm, die Türken könnten wohl nicht mehr erwarten, als die Zeugung eines Nachfolgers. Wegen der damals eingetretenen Teuerung gefiel dem Volke dieser Sultan nicht. Er soll dem Großwesir erklärt haben, er wolle einen Krieg sehen, worauf ihm geantwortet wurde, es sei noch nicht an der Zeit, er möge sich gedulden. Ibrahim gab seine Ernennung zum Sultan allen europäischen Mächten durch besondere Gesandtschaften kund. Ein Aga (Truppenführer der Janitscharen) ritt mit 60 Pferden nach Wien. Er wurde in feierlicher Audienz vom Kaiser empfangen. Der Aga bot im Namen des Sultans die Fortsetzung des Friedens unter der Bedingung, daß er den Polen gegen die Türken keine Hilfe leiste. Die Türken geben viel auf die Erfüllung der Courtoisie, insbesondere wenn es sich um die Einhaltung einer internationalen Höflichkeitsformel handelt. Trotz den Mahnungen Schmids unterließ es Österreich, eine Standesperson nach Konstantinopel zur Beglückwünschung des neuen Sultans zu senden. Der Wesir fuhr Schmid deswegen an: „Die Türken sind keine Hunde, wir werden euch schon unsere Macht zeigen. Und dich, du deutscher Hund, da ihr uns verachtet, will ich in ein Gefängnis werfen und drinnen ausdorren lassen.“ Inzwischen ritt mit zahlreichem Gefolge und üppigen Geschenken der persische Gesandte ein mit seinen wertvollen Wünschen. Der Großwesir Mustasabassa ließ verlauten, daß er nichts mehr nach den deutschen Hunden frage, da sie keinen Botschafter geschickt hätten und den Sultan somit verachteten. Nach Osten ging sogar der Befehl, bei irgendwelchen Streitigkeiten an der österreichischen Grenze in Ungarn einzufallen. Schmid hatte wieder bange Tage, da die Türken zum Kriege rüsteten, angeblich gegen die Kosaken. Schmid, sowie der englische und venetianische Botschafter vermuteten einen Zug gegen die Christenheit. Endlich im April 1641 erschien der kaiserliche Internunzius Szszdenci in Konstantinopel.

Er wurde formell empfangen und sogleich streng bewacht; auf diese Weise wollten die Türken ihm ihre Verachtung zeigen. Nur Schmid und seine Leute durften bei ihm aus und ein. Anderthalb Monate mußte der Internunzius warten, bis er zu einer Audienz beim Großwesir zugelassen wurde! Er wurde nur mit 12 Raftanen geehrt, während der persische Gesandte deren 40 erhalten hatte. Der Zweck der Verhandlung war die Erneuerung des Friedens von Szön, welcher dahin lautete, daß „ein für allemal“ ein Geschenk von 200 000 Tälern dem Sultan zu leisten sei. In dem türkischen Doppel, welches lateinisch abgefaßt war, war gerade diese Stelle „semel pro semper“ weggelassen, sodaß der Großwesir für jede Erneuerung des Friedens diesen Tribut Österreichs begehrte, denn Gott habe den Türken nichts gegeben, als den Glauben, das Schwert und den Tribut. Schmid referiert in türkischer Sprache drei Stunden unter Beziehung der früheren Friedensverträge. „Wer aber nicht verstehen will, läßt sich seine Meinung nicht nehmen,“ schrieb er nach Wien. Der Großwesir soll erklärt haben, daß er diese Differenz nicht als Kriegsgrund betrachte. Als aber trotzdem Pulver, Schwefel und Blei in großen Mengen nach griechisch Weissenburg transportiert wurde, traute Schmid dem Frieden nicht mehr. Er mahnte Österreich, auf der Hut zu sein und womöglich eine große Heerschau in Ungarn abzuhalten, um den Türken zu zeigen, daß man gerüstet sei. Ein persischer Gesandter zog wieder mit reichen Geschenken in Konstantinopel ein und wurde mit allen Ehren „traktiert“; ebenso wurde der siebenbürgische Gesandte empfangen. Die für den Kaiser verlorene Schlacht bei Breitenfeld im November 1642 hatte auch noch eine nachteilige Wirkung auf die österreichische Machtstellung in der Türkei. Von Schmid wurden wieder die 200 000 Taler Tribut verlangt; er berichtete über die Kriegsaussichten, daß es schwer sei, die Türken im Zaum zu halten; „denn sie richten ihren Kompaß nach dem draußigen Wind.“ Auch hatten sie inzwischen mit Erfolg die Kosaken geschlagen. Erst anfangs des Jahres 1643 schrieb Schmid seinem Kaiser, die Zeit sei nun soweit vorgerückt, daß kaum mehr ein Feldzug gegen Ungarn von den Türken geplant werde, da mit Beginn des Frühlings eine Durchquerung Ungarns mit Truppen wegen der jeweiligen großen Überschwemmungen und Witterungsverhältnisse unmöglich war. Schmid hatte aber nicht etwa leeren Lärm geschlagen; denn die schwedische Diplomatie hatte sich wieder intensiv betätigt. Als ihr an der Pforte ein Erfolg nicht beschieden war, bearbeitete sie um so intensiver die der Türkei tributpflichtigen Länder,

insbesondere aber den ehrgeizigen Fürsten von Siebenbürgen, Rákoczy. Dieser war mit dem tüchtigen Schwedengeneral Torstenson in Beziehungen getreten und hatte es erreicht, daß die Schweden seinem Fürstentum noch Oberungarn einverleiben wollten. Siebenbürgen war grundsätzlich an die türkischen Friedensverträge gebunden, so daß es zur Untätigkeit verurteilt war, wenn die Pforte diesen Plan nicht selbst noch förderte. Der Gesandte des Fürsten, unter Beziehung des französischen und eines schwedischen Vertreters, erhandelte Oberungarn unter der Bedingung, daß Rákoczy den Jahrestribut verdoppte undreichere Geschenke an die Pforte verabfolgte. Die Türken hatten gleichzeitig die Inhaber der Reiterlehen zu den Waffen gerufen, um in Ungarn einzufallen. Es handelte sich dabei weniger um einen Zug gegen Österreich, als vielmehr um einen der zahlreichen Beutezüge gegen Ungarn. Der Überfall unterblieb jedoch, weil Rákoczy die erste Rate des doppelten Tributes nicht zu leisten vermochte, und weil er im Jahre 1643 die Beziehungen mit den Schweden abbrechen mußte, denn sie bildeten eine der Bedingungen Österreichs zur Erneuerung des Friedens von Szön. 1645 begann der Kampf der Türkei gegen die Republik Venedig, wodurch Österreich wieder entlastet wurde. Schmid erblickte in dem Kriege gegen Venedig deshalb eine Gefahr, weil die Türken durch Überläufer in der europäischen Kriegstechnik unterrichtet würden. Man müsse Venedig wenigstens im geheimen beistehen.

Schmid hatte 14 Jahre unter äußerst schwierigen Umständen Österreich an der Pforte vertreten. Schon oft hatte er seinen Kaiser um Entlassung gebeten. Doch wurde er aufgefordert, auszuhalten. Endlich erwartete auch Schmid die Befreiung aus seiner „bestialischen“ Umgebung. „Außer meinen vielen Sorgen,“ berichtet Schmid, „unlustigem Gemüet und Afflitionen des Geistes, liege ich schon etliche Tage zu Bett, gepeinigt und geplagt durch das Podagra. Soll eine Krankheit der Reichen sein; ich armer Resident komme gar unschuldig dazu, sonderlich weilen Eure Kaiserliche Hofkammer mich so übel traktiert. Unser Herrgott gebe mir die Gnad, daß ich mit Gesundheit E. Kais. Majestät in der Christenheit triumphierend bald könne sehn!“ Endlich am 1. Mai wurde seine Demission angenommen, und im August 1643 traf Johann Rudolf Schmid wieder in Wien ein.

Die Tätigkeit Schmids als österreichischer Vertreter an der Pforte fiel in eine Zeit der größten diplomatischen Spannung, wie sie damals an den europäischen Höfen mehrere Jahrzehnte hindurch anhielt.

Gerade bei der Unzuverlässigkeit und Launenhaftigkeit der türkischen Politik bedurfte es einer ausdauernden und tüchtigen Kraft, der täglichen Gefahr eines drohenden Einfalles in Österreich an der Pforte entgegenzuarbeiten. Schmid hatte nun aber weder die Tradition der Familie, noch die übliche Schulung, welche ihm die Fähigkeit eines Diplomaten hätte vermitteln können. Wenn er dennoch diese Aufgabe mit großem Erfolge löste, so war es seinem klugen und praktischen Sinn für das Tatsächliche zu verdanken, sowie seiner Fähigkeit, sich in die mannigfaltigen Verhältnisse einzuleben. „Ich habe auf die eine und die andere Weise mit mir selber discouriert, allem nachdacht und ohn Unterlaß fleißig betracht, was in so schwerer Sach Gutes zu hoffen oder Übles zu besorgen sei.“ Sein Mut trotzte allen Gefahren, und seine Treue war unerschütterlich. Mitten in der zerstütteten Beamenschaft der Türkei wohl selbst der Versuchung der Bestechung ausgesetzt wegen seiner für einen österreichischen diplomatischen Vertreter sehr niederen Besoldung, konnte er seinem Kaiser berichten, als er von Neidern verdächtigt wurde: „Ich weiß mich so redlich, als niemals einer gewesen ist.“ Diese Neider waren die Dalmatier, welche wegen ihrer Sprachkenntnis in der Regel diesen Posten besetzt hatten. Als diese Anfeindungen auch noch auf seinen Dolmetsch sich ausdehnten, schrieb Schmid: „Bei uns ist eine untreue Ader nicht zu finden; obschon wir Ausländer sind, so wird man uns nie untreu finden, sintemalen die von unseren Eltern und Geburt an eingewurzelte Ehr und die große Begierde, so wir zu E. R. Majestät Diensten tragen, machen, daß wir in Treu und Redlichkeit nicht um ein Haar zedieren.“ Daraus ergibt sich auch die Anhänglichkeit zu seiner ursprünglichen Heimat. Schmid beherrschte auch die türkische Sprache in Wort und Schrift, und verstand es, in der bilderreichen Sprache der Orientalen zu sprechen. Er war auch sonst ein Meister seiner eigenen Muttersprache.

Er verfaßte einen 300 Seiten umfassenden Bericht über seine Tätigkeit an der Pforte. Voller Lebendigkeit schildert er die Sultane, ihre Frauen und Minister, das Militär, die Gesandten; er behandelt darin seine diplomatischen Aufgaben, seine Bemühungen, die heiligen Orte in Jerusalem für den Besuch der Pilger zu sichern und ein römisch-katholisches Patriarchat an Stelle des griechischen oder kalvinistischen in Konstantinopel zu errichten. Er erzählte von der Befreiung deutscher Sklaven, von seinen persönlichen Erlebnissen. Einer der eindrücklichsten Berichte bezieht sich auf die Umwandlung der katholischen Kirche in Konstantinopel in eine Moschee. „Unser

lieben Frauen Kirchel ist hin . . . das große Altarbild rettete der Geistliche; das kleinere ältere Blattel auch mit unser Lieben Frauen Bildnis habe ich hinwegnehmen und heimlich in mein Logement tragen lassen, um es vor diesen groben Bestien zu bewahren.“ Zum Schluß bittet er den Kaiser, ihm die Mittel zum Leben zu geben, damit er seine in türkischen Sachen erworbene Erfahrung ausüben und am Hofe sich aufhalten könne; „anderer Gestalt länger da zu verweilen mir unmöglich; auch E. R. Majestät Reputation nicht wäre, wann ich nach den in der Türkei 15 Jahre lang geleisteten Diensten hilflos vom Hof wegziehen und erst in meinen alten Tagen anderstwo um ein Stück Brot mich bewerben müßte. E. R. Majestät führ' ich dies allergehorsamst zu Gemüet und lege vor deren Füßen in tiefster Reverenz meine gehabte Residenzia und publica carica hiemit völlig ab.“

Schmid erhielt Hofquartier. 1644 wurde er in den Hofkriegsrat gewählt, und es wurde ihm die Leitung der östlichen Politik unterstellt. Er hielt seine Beziehungen mit Konstantinopel aufrecht. Sein Nachfolger, Greifenclau von Wollrath, war ein Raufbold und als Diplomat unsfähig. 1647 starb er infolge eines Sturzes vom Pferde.

Im Jahre 1648 erhielt Schmid die ehrenvolle Mission, als Interventius das Friedensinstrument mit den Türken auf weitere 20 Jahre zu erneuern. Zur Errichtung des Entwurfes begab er sich mit einem Gefolge von 50 Personen nach Konstantinopel. Die Verhandlungen gestalteten sich sehr schwierig, weil im türkischen Vertragsdoppel in bezug auf die Geschenke eben die Worte „einmal für allemal“ fehlten und wieder aufgenommen werden sollten, damit Österreich nicht als tributpflichtig erscheine und alle 20 Jahre jeweils bei Erneuerung des Friedens Geschenke im Werte von 200 000 Talern machen müsse. Schmid hatte die Kompetenz, diesmal bis auf einen Betrag von 150 000 Talern zu gehen, während Österreich nicht etwa auch ein entsprechendes Geschenk hätte geltend machen können. Es geht daraus hervor, welches Interesse Österreich an der Verlängerung des Friedens hatte. Die Verhandlungen zwischen Schmid und dem Großwesir drohten abgebrochen zu werden, da beide Teile halsstarrig sich zeigten und Schmid nur einen ganz niederen Betrag zusichern wollte. Er hatte sich schon beim Sultan verabschiedet, als der Großwesir ihn noch einmal zu sich bitten ließ und, wie er sagte, „in Rücksicht beiderseits armer Untertanen“ der Verlängerung des Friedens zustimmte, wenn im Betrage von 40 000 Talern Geschenke für den Sultan und für 4000 Taler Geschenke

für die Wesire verabfolgt würden. Auf einem besonderen Schriftstück wurde diese Abmachung aufgesetzt und vom Wesir unterzeichnet und mit dem Insiegel versehen. Mit diesem diplomatischen Erfolge kehrte Schmid nach Wien zurück. Man mußte sich mit der Ratifizierung des Vertrages beeilen, um nicht infolge eines Wechsels der Regierung diesen erlangten Vorteil wieder zu verlieren. Der Vertrag für den Sultan wurde lateinisch in Goldschrift geschrieben und vom Kaiser unterzeichnet.

Als großer Botschafter und Vertreter des Kaisers zog der nun in den Adelsstand erhobene Freiherr Schmid von Schwarzenhorn mit einem Gefolge von 130 Personen zu Pferd und in Wagen nach Konstantinopel, um die unterzeichnete Friedensurkunde zu überreichen. Ein türkischer Botschafter war ebenfalls nach Wien aufgebrochen. Auf der Grenze beider Reiche, wo eine Säule den Ort bezeichnete, zogen die Botschafter nach einer Begrüßungszeremonie mit ihrem Gefolge aneinander vorbei. Die Urkunde war also an beiden Orten ratifiziert worden.

In Konstantinopel war inzwischen der Sultan Ibrahim hingerichtet und sein Sohn als Mehemet IV. mit dem Schwerte des Großherrn umgürtet worden. „Ein junges Knabel von 8 Jahren,” schreibt Schmid, „nichtsdestoweniger wider der gleichen Jugend Gewohnheit merkte man an ihm ein gravitätisch stilles, melancholisches Wesen, welches mit der Zeit in Tyrannie und Blutdurst dem Vater nachschlagen möchte.“ Der Freiherr wurde ehrenvoll empfangen. Er ließ die Geschenke im Werte von 40 000 Talern vor die Wesire und den Sultan bringen; „sie erschienen sehr prächtig und haben eine große Apparenz gemacht, so daß männlich die Augen gespült.“ Mit seinem Gefolge wurde dann Schmid im Serail empfangen. Er trug das Kleid, in welchem er auf dem seiner Vaterstadt Stein geschenkten Bilde gemalt ist. „In bester Ordnung verfügte ich mich mit meiner Comitiva nach dem Seraglio. Gleich nach der zweiten Pforte, allwo ich vom Pferde abgestiegen, saßen zur rechten der Janitscharen-Alga (General) und seine Capitani neben über 6000 Janitscharen. Mir zu Ehren sind die Offiziere von ihren Sitzen aufgestanden, sind zwei Schritt herfür getreten und haben mit gelegter Hand auf die Brust gar höflich die Gegenreverenz getan. Auf der linken Seiten saßen die vornehmen Offiziere der Spahi (Reitertruppen), welche desgleichen aufgestanden waren und sich mit sonderlicher Ehrerbietung gegen mich geneigt haben. Hierauf kamen mir 20 Schritt zwei Diener des Großtürken entgegen, empfingen und führten mich in den Diwan, allwo der Großwesir samt den anderen

Wesiren und vielen Türk en in schöner Ordnung saßen. Ich neigte mich allseits gar ehrerbietig, den Großwesir aber und die anderen Wesire salutierte ich mit sonderlicher Reverenz und umfang sie auf türkische Manier, an welcher Aktion die Türk en ein particular Wohlgefallen getragen. Der Wesir ließ mich gleich neben sich niedersetzen und sprach gar freundlich mit mir. Inzwischen waren Tafeln für die Mahlzeit gebracht worden für 20 Personen.“ Während der Mahlzeit wurde Schmid durch ein vergittertes Fenster vom jungen achtjährigen Sultan in Begleitung seiner Großmutter betrachtet; er sollte sich offenbar an den Anblick des Freiherrn gewöhnen. Nach der Mahlzeit wurden dem Gefolge des Freiherrn 10 Raftane zum Anziehen überreicht, worauf Diener kamen und den Freiherrn, sowie sein Gefolge, jeden an beiden Armen haltend, durch die dritte Türe vor den Sultan führten. Der Freiherr hielt eine kurze deutsche Ansprache, welche vom Dolmetsch übersetzt wurde. Hierauf wurde er wieder an den Armen gefasst und hinausgeführt. „Als ich wieder zu Pferd gesessen, mußte ich nach dem alten Brauch vor der letzten Pforte des Seraglio anhalten und warten, bis der zu diesem Actu versammelte Hoffstaat, sowohl die Janitscharen, die in großer Menge und Confusion herausgelaufen kamen, als auch die führnehmenden Türk en vorüberpassiert waren. So wurde alles, was einem großen Botschafter pflegt erwiesen zu werden, observiert.“ Die zahlreichen Ehrungen, welche der Freiherr als österreichischer Botschafter genoß, veranlaßten den französischen Gesandten zu der Bemerkung: „Er wußte kein Exempel, daß jemals einem kaiserlichen Gesandten solche Ehre widerfahren sei.“

Als Schmid 1651 wieder nach Wien zurückgekehrt war, wurde er eine der bekanntesten Erscheinungen des österreichischen Kaiserhofes; davon zeugen auch mehrere Porträtradierungen. Schmid erhielt den Vorsitz im Hofkriegsrate. Seine größte Beachtung schenkte er immer dem östlichen Feinde. Er sah das Erstarken der türkischen Macht unter dem Großwesir Achmed Köprili. Im Jahre 1663 rüsteten denn auch die Türk en gegen Österreich. Alle christlichen „Potentanten“ wurden durch österreichische Gesandte auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht und zur Türk enhilfe gemahnt. Vor der Tagsatzung der Eidgenossen in Baden erschien Freiherr Schmid von Schwarzenhorn; es wurden 1000 Zentner Pulver bewilligt und bei großer Gefahr auch Mannschaft zugesichert. Schmid erlebte noch die Niederlage der Türk en. Erst im Jahre 1683 drangen sie dann bis vor die Tore Wiens. Es war dies der letzte gewaltige und gefährvolle

Ansturm der Türken gegen den Westen. Die Erstarkung Russlands und seine Ausdehnung auf Kosten der Türkei im Verein mit Österreich waren die Ursachen eines allmählichen stufenweisen Zurückweichens der Türkenherrschaft, das bis auf den heutigen Tag fort dauert. Heute ist sie als europäische Macht verschwunden und allein auf Asien beschränkt. An dieser Entwicklung hatte in der für Europa so gefährvollen Zeit des 30 jährigen Krieges J. R. Schmid einen bedeutsamen Anteil.

---